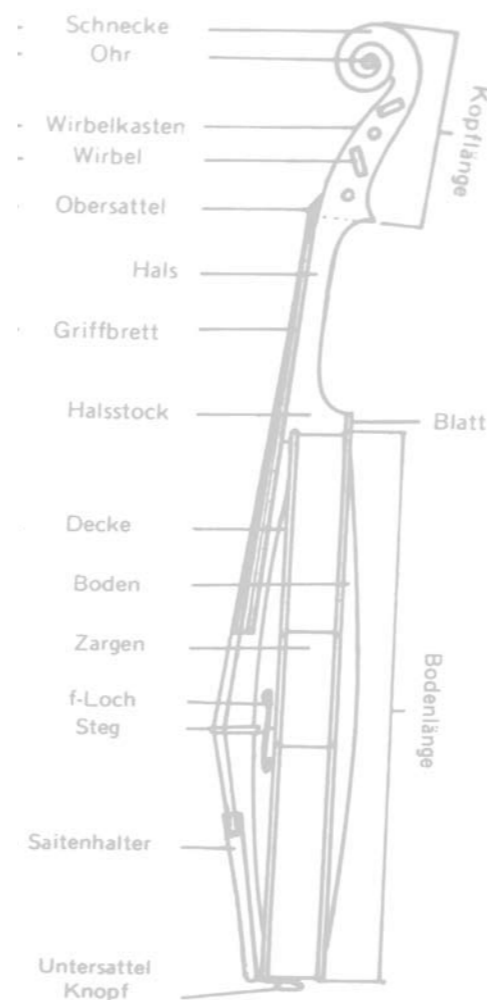




Drachenblut tut Streichern gut

Die Wiener Philharmoniker spielen auf Geigen aus Mittenwald. Die Kollegen aus Berlin ebenso. Selbst in Chicago wurden die Meisterwerke gesichtet. Was macht den Ruf aus? Wie konnte eine kleine Ortschaft am Fuße des Karwendel-Gebirges mit den Legenden Stradivaris mithalten? Ein tiefer Blick in die Historie und in die heutige Werkstatt von Rainer W. Leonhardt.



Der Himmel hängt auch in Mittenwald nicht voller

Geigen. Es sind die Dachböden der regionalen Geigenbaumeister – hier liegen die späteren Geigen fein von der Natur abgepackt in schmalen Scheiten. Ein unbedarfter Besucher könnte die aufgestapelten Holzklötze für Brennholz halten. Zu deutlich ist die Assoziation eines Scheiterhaufens. Würde einer dieser Stapel tatsächlich Feuer fangen – Gott bewahre –, der Geigenbaumeister Rainer W. Leonhardt würde einen Millionen-Euro-Verlust beklagen. Denn die scheinbar unbedeutenden Scheite stellen eine Investition über Generationen dar. Der Großvater hat die ersten Stücke eingelagert, dann der Vater, Rainer W. Leonhardt hat hier sicherlich schon einige Stücke für seinen Sohn zur Seite gelegt.

Wer ganz weit in der Familiensage zurückgehen wollte, würde irgendwann bei einem Matthias Klotz ankommen. Rainer Leonhardt ist nicht genetisch mit ihm verwandt, aber dennoch in höchstem Maß sein Nachfahre. Matthias Klotz hat den Geigenbau nach Mittenwald gebracht. Die Stadt hat ihm ein Denkmal gleich vor der Pfarrkirche St. Peter und Paul gesetzt. Ein Phantasiegebilde. Denn vom berühmten Ahnherrn der Instrumentenbaukunst gibt es weder eine Portrait-Zeichnung noch menschliche Überreste. Sein Grab gilt als verschollen. Das Einzige, was sein Leben unter den legendären Geigenbauern der Welt beweist, sind ein Lehrbrief – und natürlich seine Werke.

Rainer Leonhardt hat eine dieser Wundergeigen in seiner Werkstatt gerade zur Reparatur erhalten. An einem Stahlseil am

Nordfenster hängt sie mit der „Schnecke“ voran. Keiner der Besucher würde sie erkennen. Sie wirkt matt, erstaunlich dunkel, ist von Kratzern gezeichnet. Doch der heutige Meister streichelt sie mit Ehrfurcht. Man sehe klar die Handschrift von Matthias Klotz, die etwas bauchigere Decke, die eindeutig das Werk aus Mittenwald gegen die italienischen Geigen der damaligen Zeit abgrenzt. Dazu der tief-braune Farbton. Während rund um Cremona die goldbraunen Farbtöne bevorzugt wurden, lackierte man in Mittenwald mit abdunkelnden Rußpartikeln. Alte Geigen aus Mittenwald kleiden sich weniger prachtvoll als die Geschwister aus Norditalien oder Frankreich.

Das heißt also, wenn ich auf Großmutter's Dachboden eine alte, unscheinbare Geige finde, könnte es ein millionenschwerer Schatz aus dem 17. Jahrhundert sein? Rainer Leonhardt lächelt und schüttelt den Kopf: „Eine Geige, die heute wertvoll wäre, hätte auch zur damaligen Zeit enorme Summen gekostet.“ So ein Schatz verschwindet nicht über Generationen auf Dachböden. Leonhardt gilt als Kapazität in Mittenwald, Hunderte →



Gebrandmarkt: Rainer W. Leonhardt hat von seinem Vater nicht nur das Handwerk, sondern auch das Familiensiegel geerbt – eine Lyra zeigt als Brandzeichen unterhalb des „Halses“, dass diese Geige, dieses Cello, dieser Kontrabass aus der Werkstatt der Leonhardts in Mittenwald stammt.

www.violin-leonhardt.de

von Geigen sind durch seine Hände gegangen mit der Bitte um eine Expertise. Wundersam wiedergekehrte Schätze sind ihm höchst selten begegnet. – “Alt heißt nicht automatisch gut und teuer“.

Was zeichnet dann eine besonders wertvolle Geige aus? Es ist die Meisterschaft des Geigenbauers. Er verfügt über das Wissen und das richtige Händchen. Auf dem anfangs erwähnten Dachboden fängt es an. Hier erkennt Leonhardt mit zwei, drei Handgriffen und einem Klopfen die akustische Basis und die perfekte „Flammung“ – jene Holzzeichnung, die später nicht nur den Augen schmeichelt. Eine ausgewogene Maserung ist oftmals auch ein Zeichen für den perfekten Klang. Oftmals – es gibt keine Garantien beim Bau einer Geige. Der größte Meister kann eine sehr gute Geige zwar schon während der Entstehung planen, das ultimative Wunderinstrument zeigt sich seinem Schöpfer aber erst beim Einspielen. Der Natur gebührt alle Macht und Hochachtung.

Die Natur war auch die Wegbereiterin der Geigenbautradition in Mittenwald. In dieser Landschaft lebten die Rohstoffe und die hungrigen Menschen. Hier wuchs das richtige Holz – knapp über tausend Meter Meereshöhe gedeihen die besten Stämme. Die ökologischen Verhältnisse sind hier stabil, die Jahresringe reihen sich perfekt, wie vom Millimeterpapier

Gesegnete Natur: Nur sie allein bestimmt, ob eine Geige gut oder schlicht außergewöhnlich ist



vorgegeben. Die kompakte Struktur des Holzes berichtet von einem geradlinigen Wachstum. Matthias Klotz wird diese Segnung der Natur erkannt haben. Die Archivare von Mittenwald gehen davon aus, dass Klotz seine Ausbildung in der reichen Region um Venedig genossen hat. Eines der wenigen Dokumente, die von seinem Leben erzählen, ist ein Meisterbrief aus Padua. Von 1672 bis 1678 hatte Klotz hier sechs Gesellenjahre verbracht und sich dann auf einer der wichtigen alpinen Handelsstraßen wieder in seinen Heimatort zurücktragen lassen. Theoretisch hätte er in Norditalien seinem berühmten Standesgenossen Antonio Stradivari begegnen können. Theoretisch. Was beide tatsächlich vereint: Auch das Grab von Stradivari in Cremona gilt als unauffindbar. Zudem erreichten beide Herren ein zu damaligen Zeiten my-

stisches Lebensalter. Stradivari wandelte von 1648 bis 1737 auf Erden, Klotz (1653 – 1734) brachte es ebenfalls auf 90 Jahre.

Geigenbauer werden also alt? Rainer Leonhardt widerspricht nicht, zeigt aber im nahen Geigenbau-Museum gleich hinter der Pfarrkirche St. Peter und Paul einen Stummfilm von 1910 – um jeden falschen Eindruck vom idyllischen Handwerk zu vertreiben. Tatsächlich hat Matthias Klotz den armen Bauern der Region Mittenwald eine Erwerbsbasis für die kargen Winter gebracht. Europa kennt viele dieser sozial höchst problematischen Geschichten. Im Erzgebirge wurde Spielzeug gefertigt, im Vallée de Joux entstanden die Schweizer Uhren, Gerhard Hauptmann klagt die beginnende Industrialisierung in Schlesien in seinen „Webern“ an. In Mittenwald waren es die Geigen. Die zuerst ein kleines Nebeneinkommen brachten und schließlich →



Der Meister lauscht: Rainer W. Leonhardt lässt in seiner Werkstatt nur zwei Klangquellen zu – seine leibhaftigen Instrumente und ein WAVE® Music System von Bose. Leonhardt: „Ich staune immer wieder, wie viel Bassfundament aus einem so kompakten Gehäuse kommen kann. Ein Cello klingt satt und tief, selbst ein Kontrabass steht plötzlich raumfüllend hier in der Werkstatt.“



Vom Dach in die Auslage: Rainer W. Leonhardt lässt die Scheite unter dem Dach trocknen und lagern. Der Klopftest zeigt das reife Holz. In Mittenwald gilt das Prinzip der Innen-Schablone. Um sie wird die Geige geformt. Die Aussparungen in der Mitte dienen zum Anbringen der Schraubzwingen und für das Formen der Zargen. Im Gegensatz dazu steht die französische Geigenbauschule – hier wird die spätere Geige in einen außen liegenden Rahmen eingepasst.



in großen Mengen unter anderem auch von Kinderhänden produziert wurden. Der faszinierende Film von 1910 berichtet von ärmlichen Verhältnissen, kleinen Häusern und harter Schule. Aber auch von mystischer Natur. So zieht ein alter, bärtiger Geigenbauer durch die Wälder und findet durch pures Klopfen mit der Axt den perfekten Baum für die Streichinstrumente der nächsten Generation.

Kann das Rainer Leonhardt auch? „Natürlich habe auch ich meine eigenen Bäume gefällt.“ Tatsächlich stammen aber heutzutage nur noch kleine Kontingente aus der Region um den Karwendel. Der überwiegende Teil des Instrumentenholzes wird im nahen Südtirol geschlagen oder aus Bosnien importiert. Gebraucht wird Fichte für die Decke, Ahorn für den Boden, die Zargen, den Hals – wie vor 350 Jahren. Hat die Zeit keine anderen Wunderstoffe gebracht? Warum wird eine Geige nicht aus Hightech-Kunstfasern gebaut? Weil selbst die tiefste Forschung noch nicht das Geheimnis des perfekten Geigenklangs enthüllen konnte. Alle virtuellen Versuche führen immer auch zu einem virtuellen Klang. Das menschliche

Gehör sehnt sich nach dem Holzfaktor – er bringt die Wärme des Tones und die Brillanz. Es gibt zwar wundersame Überraschungen im Geigenbau, aber keine Zufälle. Hunderte Male wurde versucht, eine Stradivari-Geige zu klonen. Es ist mit allen modernen Mitteln nie gelungen. Der Zauber liegt auf drei Säulen: der Erfahrung des Meisters, dem Mix der Materialien und dem Alterungsprozess.

Mit dem letzten Part angefangen: Es gibt zwei Etappen der Alterung – einerseits gewinnt eine gute Geige mit den Jahren wie ein guter Rotwein. Noch wichtiger ist das richtige Alter des Holzes vor dem ersten Ansetzen des Spalteisens. Rainer Leonhardt lässt die Fichtenscheite beispielsweise unter dem Vordach seines Hauses regelrecht abhängen – wie den Schinken aus Parma. Nur Profis können in den Keilen die Geigen sehen, erahnen. Technischer Hintergrund: Die meisten Stämme, die aus den Wäldern angeliefert werden, schneidet ein Sägewerk waagrecht in gleich dicke Bretter. Für Instrumente wird der Stamm dagegen aus der Mitte heraus geteilt, wie eine Torte, wie ein Zifferblatt – alle drei Minuten auf dieser „Baumuhr“ schält sich eine Geige aus dem Stamm.

Wie lange ein Scheit danach lagern muss, ist Familiengeheimnis der örtlichen Geigenbauer. Man kann auch überlagern, zu lange warten, das Leben dem Holz entweichen lassen. Ist der rechte Moment gefunden, wird der Holzklotz abermals in der Mitte geteilt, geöffnet wie eine magische Auster, die erst jetzt verrät, ob eine Perle auf den Besitzer wartet. Es zeigt sich dem Meister die Zeichnung der späteren Geige – sie ist immer gespiegelt, ein klingender Schmetterling.

Die magischen Lacke? Gibt es sie wirklich? Wissenschaftler vermuten, dass der legendäre Stradivari neben Polysacchariden und Boraxsalzen auch „Jungfrauenurin“ in seine Glanzschichten gemischt haben soll. „Schöne Geschichte, aber für mich einfach nur Unsinn“, entgegnet Leonhardt mit einem Lächeln. Bis zu 25 Schichten versiegeln die besten seiner Geigen, ein Geheimnis im Lack sei da weit weniger entscheidend als die handwerkliche Professionalität des Geigenbauers. Umgekehrt: Natürlich sei es wichtig, den



Generationen ganz nah: Rainer W. Leonhardt hat das Handwerk von seinem Vater gelernt und will es an seinen Sohn weitergeben. Über allen steht der Ahnherr und Mittenwalder Traditionsbegründer Matthias Klotz.

Baum für die Geige „am besten zwischen Weihnachten und Neujahr bei zunehmendem Mond“ zu schlagen. Sagt's und lächelt. Unverzichtbar sei zudem heißer Knochenleim nach alter Väter Sitte. Noch wichtiger als alles andere sei das Drachenblut. Jeder Geselle müsse vor seiner Meisterprüfung einen Drachen erlegen. Aus dem Lächeln Leonhardts wird ein offenes Lachen. „Drachenblut“ sei ganz einfach ein rotes Farbharz, das den Geigen zu ihrem typischen Glanz ver helfe. Gewonnen aus einem Harz aus dem Orient, aus Sumatra oder Borneo. Zwischenfrage: Wie kann ein Stradivari vor 300 Jahren an solch ein Wundermittel gekommen sein? Leonhardt: Kein Wunder, die Handelswege über Venedig brachten noch weit seltenere Produkte in die Alpenregion. Für die Nichteingeweihten waren das jedoch faszinierende Wundermittel. Die eben jene Tradition der Verklärung begründeten, die noch heute Geigenbauer zu Zauberern werden lässt. „Über unser Handwerk gib es tausendundein Märchen. Tausend Märchen sind erfunden, nur eine Geschichte ist wahr.“



Außergewöhnlich: Die Schnecke hat sich als Verzierung oberhalb des Wirbelkastens etabliert – für besondere Instrumente schnitzt der Geigenbauer auch einen Löwenkopf.

Die harten Fakten lassen sich heute vor allem in Geld und Zeit messen. Rund 150 Arbeitsstunden muss ein Geigenbauer in ein Instrument investieren. Das dann in Mittenwald für 4000 bis 9000 Euro über den Ladentisch geht. Rainer Leonhardts Instrumente werden „auf jedem Kontinent“ gespielt. Vor allem in Arabien und



Fernost genießen die Meisterwerke aus Mittenwald Kultstatus. Hier topt der Nimbus der „deutschen Wertarbeit“ noch die Kraft der deutschen Kulturhoheit. Eine Geige aus der gleichen Schule, auf deren Produkten schon der junge Mozart spielte – in Japan wird daraus eine Legende. Zugespielt gefragt: Wie verkraftet es ein Geigenbaumeister, dass sein Instrument – in das er Können und Herzblut investiert hat –, dass dieses Wunderwerk von einem wenig begabten koreanischen Hobby-Geiger vor allem im klimatisierten Tresor aufbewahrt wird? „Man arbeitet, um zu leben“, sagt der Meister lakonisch. „Man hat seine Familie zu ernähren.“ Dann legt Rainer Leonhardt den halb fertigen Geigenkorpus auf die Werkbank und lächelt. „Natürlich spart man einige der schönsten Stücke auch auf. Falls einmal eine junge, hochbegabte Geigerin hier in die Werkstatt kommt. Dann ist Geld nicht mehr der wichtigste Faktor.“



Magische Haare: Neben dem Geigenbau hat sich der eigenständige Handwerkszweig der Bogenbauer etabliert. Auch Rainer W. Leonhardt versteht sich auf die Kunst. Als Naturmaterial kauft er die Schweifhaare eines mongolischen Hengstes an.

Unser Ausflugs-Tipp

www.geigenbaumuseum-mittenwald.de



Mittenwald lockt mit Bergen, Wanderwegen – und einer außergewöhnlichen Ausstellung. Gleich hinter der zentralen Pfarrkirche St. Peter und Paul liegt das Geigenbaumuseum. In dem alten Wohnhaus wird eine authentische Werkstatt der alten Zeit nachgestellt. Zudem hängen Meisterwerke aus 300 Jahren Instrumentenbaukunst in den Vitrinen. Flankiert werden die alten Schätze von modernen Medien und Video-Animationen.